

Rhetorisches Sprachdenken. Eine Pragmatik jenseits der Handlungstheorie

Andreas Hetzel (Darmstadt/Innsbruck)

Rhetorik reflektiert seit altersher auf unser redendes Miteinander- und In-der-Welt-Sein. In systematischer Hinsicht betont sie vor allem zwei Dimensionen des Redens: seine Performativität und seine Negativität. Performativität bedeutet, dass unsere Rede in der jeweiligen Aktualität ihres Vollzugs eine Wirksamkeit entfaltet, die sich von allen anderen (etwa physikalischen) Formen der Wirkung unterscheidet. Rede wirkt, indem sie sich vollzieht und sie vollzieht sich als Wirkung. Ihre Wirksamkeit kommt ihr nicht als Eigenschaft zu, sondern fällt mit ihrem Vollzug zusammen. Negativität wäre zunächst als anderer Name für diesen auto-poietischen Zug zu verstehen. Die Wirksamkeit der Rede gründet in *nichts anderem* als in ihrem Vollzug; in ihrer Wirksamkeit lässt sich die Rede mithin nicht reduktionistisch erklären, nicht auf von ihr selbst unabhängige mentale Instanzen, soziale Institutionen oder physikalische Tatsache zurückführen. Negativität meint hier Ungegründetheit. In gewisser Weise ist die Rede nichts anderes als die sich verkörpernde Abwesenheit des Grundes im Subjekt, im Sozialen und in der Welt. In ihrer Negativität und Performativität hebt sich *Rede* vom philosophischen Konzept einer *Sprache* ab, die immer in etwas anderem gründet und selbst als Grund beansprucht werden kann. Vorliegender Beitrag widmet sich dem Ziel, die Rede gegen die Sprache zurückzugewinnen.

Die klassische Rhetorik sucht Antworten auf die Frage, wie mit Sprache Handlungen vollzogen, Überzeugungen vermittelt, Situationen verändert, Stimmungen gewendet und soziale Institutionen geschaffen werden. Den Antwortversuchen der Rhetoriker, die in ihrer Differenziertheit denen der Sprachphilosophie in nichts nachstehen, gilt in diesem Beitrag meine Aufmerksamkeit. Das Rhetorische erschöpft sich in keinem psychologisch beschreibbaren Überreden bzw. Überzeugen. Hinter der rhetorischen Idee sprachlicher Wirksamkeit verbirgt sich vielmehr eine breiter angelegte Theorie rednerischer Welterzeugung. Im griechischen Verb $\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\epsilon\iota\nu$, welches im Mittelpunkt der sophistischen Theorie der Beredsamkeit steht, wird etwa bei Gorgias von Leontinoi und Isokrates ein geschichtsmächtiges *Bewirken* und *Hervorbringen* mitgedacht, das über das psychologische *Überzeugen* hinausgeht. Im $\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\epsilon\iota\nu$, das mit *überreden, überzeugen, entscheidenden Einfluss ausüben, jemanden zu etwas bringen* übersetzt werden kann, verdichtet sich für die frühen Rhetoren diejenige Kraft der Sprache, welche heute im Anschluss an John Austin als das *Performative* begriffen wird. Sprachliches Handeln figuriert hier als poietisches, geschichtsstiftendes Handeln.

Ein eigenständiges Sprachdenken wurde der Rhetorik von Seiten der Linguistik und Philosophie bisher selten zugestanden. Geschichtliche Abrisse der Sprachphilosophie ignorieren die Antike entweder vollständig oder beschränken sich auf Platons *Kratylos* sowie die Texte des Aristotelischen *Organon*. Das Nicht-Wahrnehmen der antiken Rhetorik von Seiten der Sprachphilosophie hat nicht zuletzt damit zu tun, dass die Sprachphilosophie ihren Gegenstand häufig von vorn herein repräsentationalistisch konzipiert und Sprache nicht als soziale Kraft untersucht. Der gängige Blick auf die Rhetorik ist heute insofern ein geschichtlicher. Rhetorik gilt als etwas Gewesenes, etwas, das durch Philosophie und Linguistik überwunden wurde und sich erübrigt hat. Gegenüber diesem historisierenden Zugang möchte ich darauf beharren, dass die zeitgenössische Sprachphilosophie in der antiken Rhetorik eine interessante Gesprächspartnerin finden könnte. Auch wenn sich Rhetorik als Institution nicht ohne weiteres wiederbeleben lässt, so können ihre Potentiale ausgehend von bestimmten Defiziten und Problemlagen der Gegenwartsphilosophie sehr wohl aktualisiert werden.

Das Unterfangen, ein Sprachverständnis der Rhetorik rekonstruieren zu wollen, mag zunächst befremden, findet sich doch in der rhetorischen Tradition keine begriffliche Entsprechung von *Sprache* im neuzeitlichen Sinne. An Stelle der *Sprache* steht in der Antike vielmehr die *Rede*, bzw. die Praxis des Sprechens im Zentrum theoretischer Reflexion. Aus der Sicht der antiken Rhetorik zeichnet sich alles Sprechen durch seine *Adressiertheit* (bevor eine Äußerung etwas in der Welt repräsentiert, wendet sie sich an ein Auditorium), seine *Wirksamkeit* (alles Sprechen verändert Einstellungen und Situationen), seine *Figurativität* (die übertragene Rede geht der eigentlichen Bedeutung voraus) sowie seine *Performativität* (sprachliche Äußerungen lassen sich nie vollständig auf außersprachliche Gründe reduzieren, etwas an jedem Sprechen gründet in seinem je eigenen Vollzug) aus. Das Sprechen definiert sich für die Rhetoriker geradezu über eine mehrdimensionale Wirksamkeit. Der Weg über die antike Rhetorik soll nicht dazu dienen, der Sprachphilosophie zu entkommen, sondern ihr zentrales Konzept, das der Sprache selbst, zu dislozieren, es von subjektphilosophischen, transzendentalistischen und essentialistischen Annahmen zu befreien. Mein Beitrag bewegt sich auf dem Feld der Sprachphilosophie, deren Fundament, der Begriff der Sprache selbst, allerdings permanent befragt werden soll.

Für einen Protagonisten des *linguistic turn* wie Rudolf Carnap „bedeutet Sprechen: Einfangen in Begriffe, Zurückführen auf wissenschaftlich eingliederbare Tatbestände“¹. Der ganze Reichtum dessen, was geschieht, wenn gesprochen wird, reduziert sich hier auf eine be-

¹ Rudolf Carnap/Hans Hahn/Otto Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung – Der Wiener Kreis*, Wien 1929, S. 17.

griffliche Bewältigung von Wirklichkeit, die sich an der naturwissenschaftlich-technischen Beherrschung von Welt ausrichtet. Bedeutung erschöpft sich in dem, was sich dieser Bewältigungsstrategie fügt: „Ein Satz besagt nur das, was an ihm verifizierbar ist. Daher kann ein Satz, wenn er überhaupt etwas besagt, nur eine empirische Tatsache besagen.“² Die Philosophie des *linguistic turn* markiert ihrem eigenen Selbstverständnis nach keinen Bruch mit der neuzeitlichen Bewusstseinsphilosophie und Erkenntniskritik, sondern setzt deren Projekt mit anderen Mitteln fort. So verweist Michael Dummett darauf, dass die Wendung auf die Sprache mit Kants Analyse der Urteilsformen beginnt.³ Autoren wie Russel, Frege und der frühe Wittgenstein folgen Kant in der Einsicht, dass unser Erkenntnisvermögen wesentlich von unserer Fähigkeit zu sprechen abhängig ist. Sie untersuchen die Sprache, um auf diesem Weg die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis besser verstehen zu können, als es ohne Analyse der Sprache möglich wäre. Die Sprachanalyse des *linguistic turn* versteht sich insofern als eine Erkenntnistheorie mit anderen Mitteln. Dies gilt auch noch für Arbeiten aus der jüngsten Zeit, etwa für die 2005 von Friedrich Kambartel und Pirmin Stekeler-Weithofer vorgelegte Monographie *Sprachphilosophie. Probleme und Methoden*, die sich explizit in die Tradition Kants stellt und Sprache als Instrument der Erkenntniskritik thematisiert, um sich zugleich von einer Betrachtung der „Sprache selbst, unter anderem auch als einzelne Volks- und Normalsprache“⁴ abzuheben. Eine Wendung auf die „Sprache selbst“, die nicht länger im Dienste des Projektes der Erkenntniskritik stehe, schwebe, so auch Jens Kertscher, in der Gefahr, die Sprachphilosophie „mit dem Anspruch einer *prima philosophia*“⁵ zu überlasten. Dem Dilemma, dass sich hier andeutet – Sprachphilosophie muss sich entweder auf eine erkenntniskritische Propädeutik beschränken oder die Metaphysik beerben, indem sie Sprache als letzten Grund allen Seins hypostasiert – möchte ich dadurch entkommen, dass ich *Sprache* durch *Rede* ersetze, durch eine Praxis, die sich weder darin erschöpft, den Bereich des Theoretischen zu stabilisieren, noch auch darin, den Grund allen Seins zu verkörpern. Ein Denken der Praxis widerstreitet insofern einem Denken des Grundes (und damit einer *prima philosophia*), als Praxis ihren Zweck in sich selbst hat bzw. ihre Grundlosigkeit positiviert.⁶

² Rudolf Carnap, „Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache“, in: *Erkenntnis* 2 (1931), S. 219-241, hier: 236.

³ Michael Dummett, *Wahrheit. Fünf philosophische Essays*, übers. v. Joachim Schulte, Stuttgart 1982 [1978], S. 47-48.

⁴ Friedrich Kambartel/Pirmin Stekeler-Weithofer, *Sprachphilosophie. Probleme und Methoden*, Stuttgart 2005; vgl. hierzu auch Jens Kertscher, „Pragmatik oder Hermeneutik – einige neuere Arbeiten zur Sprachphilosophie“, in: *Philosophische Rundschau*, Bd. 54, Heft 4, Dezember 2007, S. 330-356, hier: S. 343.

⁵ Jens Kertscher, „Pragmatik oder Hermeneutik – einige neuere Arbeiten zur Sprachphilosophie“, a.a.O., S. 330.

⁶ In diesem Sinne beziehe ich mich nicht mit dem Ziel einer Zurückweisung der Vernunft auf die Rhetorik, sondern stelle die rhetorische Rationalität in den Dienst einer postfundationalistischen Kritik an einem Rationalismus, der sich auf das Prinzip „*Nihil est sine ratione sufficiente, cur potius sit, quam non sit*“ (Christian

Von einer auf ein Propädeutikum der Erkenntniskritik reduzierten Sprachphilosophie und einer repräsentationalistisch verkürzten Deutung der Sprache vermochte sich auch der nachwittgensteinsche *pragmatic turn*, der den *linguistic turn* eher fortschreibt als überwindet, nicht völlig zu befreien. Das Moment des Pragmatischen wird häufig⁷ im Paradigma des Repräsentationalismus artikuliert, es ergänzt die repräsentationalistische Sprachauffassung eher als das es sie ersetzen würde. Zur Beantwortung der Frage, was passiert, geschieht oder sich ereignet, wenn gesprochen wird, möchte ich eine *Pragmatik jenseits der Handlungstheorie* vorschlagen. Diese Pragmatik jenseits der Handlungstheorie richtet sich insbesondere gegen einen instrumentalistisch verkürzten Begriff von Sprache, wie er für die Sprachpragmatik nach Austin (d.h. nicht für Austin selbst), also etwa für John Searle, H. Paul Grice, Jürgen Habermas und Robert Brandom maßgeblich ist. Zur Beantwortung der Frage nach der Sprache hat sich bei diesen Autoren eine bestimmte Antwortstrategie durchgesetzt: Immer wenn gesprochen wird, haben wir es mit Handlungen zu tun. Das Äußerungsereignis wird als Sprechhandlung interpretiert. Der Handlungsbegriff der Sprachpragmatik unterscheidet sich dabei wesentlich vom $\pi\rho\tilde{\alpha}\xi\iota\varsigma$ -Begriff der antiken Autoren; seine Wurzeln liegen eher in der neuzeitlichen Subjektphilosophie und Rationalitätstheorie, wie sie von Descartes begründet werden. Handlungen werden von der neueren Sprachpragmatik durch das Vorliegen von Intentionen, durch die Befolgung von Regeln, durch ihr Eingebettetsein in Institutionen sowie durch ihre Verwiesenheit auf Begründungen expliziert. Das Sprechereignis wird im Rahmen der Handlungstheorie auf das Zusammenspiel dieser vier Pole zurückgeführt, wobei sich die verschiedenen Versionen der Sprachpragmatik dadurch unterscheiden, dass sie jeweils einen dieser Pole gegenüber den anderen auszeichnen (Grice zeichnet den Pol der Intentionalität aus, Searle eine Mischung aus Regeln und Intentionalität, Habermas das Gründe-Geben und Brandom das Gründe-Geben in Kombination mit dem Befolgen von Regeln). Etwas zu sagen, bedeutet im Rahmen dieser Theorien insgesamt, innerhalb eines gegebenen institutionellen Rahmens dadurch eine Intention zum Ausdruck zu bringen, dass ich bestimmten, syntaktischen, semantischen und pragmatischen Regeln folge, sowie mit dem Gesagten einen Geltungsanspruch verbinde, den ich unter Rekurs auf transzendente Bedingungen der Möglichkeit jeder Kommunikation zu begründen vermag. Diese handlungstheoretische Pragmatik erklärt Sprache in letzter Konsequenz reduktionistisch. Mentale Intentionen, diskursive Regeln, soziale Institutionen und rati-

Wolff, *Erste Philosophie oder Ontologie*, Lateinisch-Deutsch, Hamburg 1985 [1736], § 70 [S. 150]) beruft. Nicht alles an der Rede, so lehrt uns demgegenüber die Rhetorik, lässt sich umstandslos auf Gründe zurückführen. – Zum Konzept einer postfundamentalistischen Vernunft vgl. Ernesto Laclau, *Emanzipation und Differenz*, übers. v. Oliver Marchart, Wien 2002, S. 79-103.

⁷ So etwa bei Paul Grice, John Searle, Jürgen Habermas und Robert Brandom, nicht dagegen bei Ludwig Wittgenstein, John Austin und Stanley Cavell.

onale Strategien des Begründens werden als extrasprachliche Bedingungen der Möglichkeit des Sprechens hypostasiert und dem Vollzug des je konkreten Sprechens vorgeordnet; sprachliche Äußerungen realisieren oder aktualisieren diese extrasprachlichen Bedingungen in ihrem Vollzug. Sie sind dann nichts anderes als solche Realisierungen ihrer transzendentalen Möglichkeitsbedingungen. Um ein berühmtes Feuerbach-Zitat in der Terminologie Noam Chomskys zu reformulieren: Die Performanz wird (innerhalb der Sprechakttheorie) von der Kompetenz immer überwältigt. Eine Pragmatik jenseits der Handlungstheorie, wie sie mir vorschwebt, würde das Verhältnis von Kompetenz und Performanz demgegenüber enthierarchisieren und von einer verwickelten Relation wechselseitiger Konstitution und Dekonstitution beider Pole ausgehen. Was Humboldt über die Begriffe schreibt, gilt für alle sprachlichen Einheiten: „Denn was der zweckmäßige Gebrauch dem Gebiet der Begriffe abgewinnt, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück.“⁸

Von den angedeuteten handlungstheoretischen Reduktionen möchte ich das Sprechereignis wieder befreien und auf einen Eigensinn des Sprachlichen hinweisen. Etwas am Sprechen gründet in eigentümlicher Weise in sich selbst, in seinem bloßen Vollzug, und ist somit weder auf mentale oder soziale, noch gar auf physische (etwa neuronale) Ursachen zurückzuführen. Am Sprechen gerade scheitert die für die sprachanalytische Handlungstheorie zentrale Unterscheidung von Handlung und Ereignis.⁹ Was ich sage, ereignet sich immer auch in einer Weise, die über intentionales Handeln hinausweist. Dass unser Sprechen und Schreiben in sich selbst gründet, soll nicht heißen, dass sich Sprache totalisieren lässt, dass alles immer schon und immer nur Sprache wäre, dass Sprache mit anderen Worten immer schon bei sich wäre – etwa im Sinne jener vorreflexiven Vertrautheit mit sich, die von Friedrich Heinrich Jakobi bis Dieter Henrich als Charakteristikum des Selbstbewusstseins angeführt wird. Ausgehend von Hölderlin, Hegel und Humboldt wäre demgegenüber auf einer konstitutiven Negativität der Rede zu bestehen, darauf, dass Sprechen nie bei sich ist und insofern niemals vollständig verobjektiviert werden kann. Sprache begegnet uns nur als sich selbst unangemessene¹⁰, von sich differierende¹¹; sie überschreitet sich, darin wäre jedem Sprachidealismus zu widersprechen,

⁸ Wilhelm von Humboldt, „Vergleichendes Sprachstudium und Sprachentwicklung“, in: ders., *Schriften zur Sprachphilosophie, Werke* Bd. III, Darmstadt 1996, S. 1-25, hier: S. 9.

⁹ Vgl. etwa Donald Davidson, *Handlung und Ereignis*, übers. v. Joachim Schulte, Frankfurt a.M. 1985 [1980].

¹⁰ Als systematische Entfaltung dieser Unangemessenheit der Sprache an sich selbst ließe sich Hegels *Wissenschaft der Logik* lesen. Hinweise auf eine solche Lektüre finden sich in Bruno Liebrucks, *Der menschliche Begriff. Sprache und Bewußtsein* Bd. 6, Frankfurt a.M. 1974.

¹¹ Dass alles Sprechen und Schreiben von sich differiert und sich nur als diese seine Selbstdifferenz konstituiert, wird von Jacques Derrida im Konzept einer *différance* angedeutet, einer Kraft, die das Sich-von-sich-Unterscheiden aller Äußerungen antreibt. Der Neologismus *différance* „bezeichnet die Produktion des Differierens im doppelten Sinne dieses Wortes [différer – aufschieben / (von einander) verschieden sein].“

konstitutiv auf ihr Anderes, das wiederum mehr als nur eines ist. Jede Äußerung überschreitet sich auf einen Adressaten, einen Sprecher und auf etwas in der Welt. In den Worten des Aristoteles: „Aus dreierlei nämlich ist die Rede zusammengesetzt: aus einem Redner, dem Gegenstand, über den er redet, und jemanden, zu dem er redet.“ (Arist. *Rhet.* I 3 1358b 1) Alle drei Faktoren oder Kategorien rhetorischer Kommunikation sind von einander und vom λόγος unabhängig und absolut unterschieden. Doch zugleich werden sie vom λόγος mitkonstituiert. Der, der redet, ist wesentlich der, der redet; das, worüber er redet, ist wesentlich das, worauf sich seine Rede bezieht; der, zu dem er redet, ist in seinem Wesen der Adressat der Rede. Dem Adressaten wird innerhalb des rhetorischen Kategoriensystems ein gewisser Primat eingeräumt: „Das Ziel [τέλος] des Redens bezieht sich auf diese letzteren, ich meine den Hörer“ (Arist. *Rhet.* I 3 1358b 2-3). „Ziel“ wäre dabei sicher nicht nur räumlich zu verstehen, als Richtung, in die die Rede zielt. Das Ziel ist demgegenüber im Sinne der Aristotelischen Entelechie-Lehre als diejenige Instanz zu begreifen, innerhalb derer jeder λόγος seine Erfüllung findet. Der Zuhörer oder das Auditorium bilden eine Art Attraktor, der das Zusammenspiel der Kategorien rhetorischer Kommunikation im Medium des λόγος antreibt. Es ist also gerade nicht die Kraft oder Intentionalität des Rednersubjekts, das am Anfang der Rede steht, sondern der Andere, der sich, so Aristoteles, als Zuschauer (τῆθεωρός) und/oder Entscheider (κριτής) zu meiner Rede verhält. Redner wie Demosthenes oder Lysias überantworten ihre Reden diesem Attraktor ganz explizit, indem sie sie mit dem Vokativ ὦ ἄνδρες Ἀθηναίοι, o Männer von Athen, einleiten.

Alle Erklärungen der Sprache aus etwas Außersprachlichem setzen bereits Sprache voraus. Mentale Intentionen, diskursive Regeln, soziale Institutionen und rationale Strategien des Begründens können nicht vor und ohne Sprache gedacht werden. Intentionalität als Gerichtetheit des Bewusstseins auf etwas ist nur verständlich vor dem Hintergrund sprachlicher Zeichen, die sich auf etwas beziehen. Das „von etwas“ des Bewusstseins, das Edmund Husserl als Index seiner Intentionalität anführt, ist nach dem Modell des „von etwas“ sprachlicher Zeichen gebildet. Diskursive Regeln, die den Bereich dessen festlegen, was zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort sinnvoller Weise gesagt werden kann, sind selbst sprachlich codiert oder lassen sich zumindest immer in der Form sprachlich codierter Regeln explizit machen (und damit auch revidieren). Institutionen bestehen eher aus symbolischen denn aus materiellen Gütern, sie haben ihren Ort eher in der Sprache als in der physikalischen Wirklichkeit. Eine Vernunft schließlich, die sich an das Geben und Verlangen von

(Jacques Derrida, *Grammatologie*, Frankfurt a.M. 1983, S. 44). Sie erzeugt die Differenz des Signifikanten von sich selbst, sie spaltet ihn und schiebt die Möglichkeit seiner Selbstidentität unendlich auf.

Gründen bindet, sieht sich auf Sprache als Medium der Vermittlung und Aushandlung von Geltungsansprüchen verwiesen. Ein rationaler Grund wird erst dann zu einem Grund, wenn er als solcher vorgebracht, geäußert wird, wenn er sich in der Rede artikuliert.

Wir stehen mit anderen Worten immer schon in der Sprache, doch die Sprache bildet keine geschlossene Region des Seins. Sie verkörpert die Bewegung des Denkens auf etwas in der Welt sowie die Bewegung des Anderen auf mich. Indem er sie zugleich aufeinander bezieht und in dieser Beziehung voneinander unterscheidet, setzt der Vollzug der Rede überhaupt erst die unterschiedenen Instanzen des Sprechers, seines Adressaten, der Welt und des Denkens; im Sprechen vermittelt sich die Bewegung zwischen dem Anderen und mir mit der Bewegung zwischen meinem Denken und der Welt. Ein reines Denken vor oder jenseits dieser Vermittlungsbewegung wäre demgegenüber eine Denkmöglichkeit.

Dr. Andreas Hetzel
TU Darmstadt
Institut für Philosophie
Residenzschloss
D-64283 Darmstadt

Tel.: +49-6151-16-5366
Fax: +49-6151-16-3970

Email: a.hetzel@phil.tu-darmstadt.de
http://www.philosophie.tu-darmstadt.de/index.php?id=phil_ahetzel

privat:

Neu-Götzener-Str. 12
A-6091 Götzens